

„Was mit Medien.“

Journalismus im 21. Jahrhundert

Vortrag von Dr. Claudia Nothelle, Programmdirektorin des rbb, anlässlich der Semesterabschlussfeier des Instituts für Publizistik und Kommunikationswissenschaft, 17. Juli 2009

Sehr geehrte Professorinnen und Professoren,

Sehr geehrte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Instituts für Publizistik und Kommunikationswissenschaft,

Sehr geehrte Absolventinnen und Absolventen,

Liebe Kolleginnen und Kollegen

Erstmal möchte ich allen, die heute hier nicht nur den Abschluss des Semesters sondern auch den ihres Studiums feiern, herzlich zum Examen gratulieren!

„Was mit Medien“ habe ich meinen Vortrag überschrieben. – Das hören wir in

Vorstellungsgesprächen und so haben wahrscheinlich vor Ihrem Studium nicht wenige von Ihnen ihren noch etwas unkonkreten Berufswunsch ausgedrückt.

Und wahrscheinlich gilt das für die meisten von Ihnen auch heute noch als Überschrift, selbst wenn Sie es nicht mehr so ausdrücken würden. - Schließlich ist es doch besser, genau zu wissen, wo man später einmal hin möchte und welches denn das „richtige“ Medium für einen ist.

Tageszeitung: Der Klassiker im Print-Bereich?

Wochenmagazin: Ganz bunt oder darf es etwas mit Anspruch sein? Radio: Für alle, denen es nicht schnell genug gehen kann?

Fernsehen: Schließlich schauen die Deutschen im Schnitt rund drei Stunden täglich fern?

Oder gleich ab ins Internet, das Medium der unbegrenzten Möglichkeiten?

Doch so stellen sich die Alternativen in der Zeit nach der „digitalen Revolution“ nicht mehr.

Kurz gesagt: Im Internet landen wir alle. Die Konvergenz der Medien, das durch digitale Technik beschleunigte Zusammenwachsen früher getrennter Kommunikationswege, macht den Berufswunsch „Was mit Medien“ zu einer gar nicht so falschen Zukunftseinschätzung. Zeitungsredakteure, Radio- und Fernsehmacher bloggen ganz selbstverständlich.

Das tägliche Nachrichtenmagazin des rbb für Berlin, die „Abendschau“, hat über fünfzig Jahre auf dem Buckel - und natürlich seit Jahren einen Blog (www.abendschaublog.de).

Ohne bewegte Bilder traut sich kein größeres Printmedium mehr online und auch Hörfunkwellen stellen Videos online, wie beim rbb zum Beispiel FritzTV (www.fritz.de/tv). Unter diesem Aspekt, das sei an dieser Stelle erwähnt, haben wir im rbb übrigens auch die neue Programmdirektion aufgestellt: Es geht nicht vorrangig um Fernsehen, Radio oder Online. Es geht vielmehr um Inhalte - „content“ klingt so seelenlos - um Kultur, um Information um Unterhaltung, Service und Sport. Um guten Journalismus und Kreativität. Ganz bodenständig ausgedrückt: Nicht der Topf ist entscheidend, sondern was drin ist.

Journalisten aller „klassischen“ Medien schreiben auch Texte für das Internet. Der „Wortschnitzer“ mit Spaß an guten, treffenden Formulierungen wird also immer noch gebraucht, aber es sind eben noch eine ganze Reihe anderer Fähigkeiten wichtig. Damit sind die Anforderungen an Journalisten gewachsen. Die Wertschätzung des Berufs - und die Zahl der gut dotierten Stellen - ist dagegen im Sinkflug. Inhalte sind schließlich allgegenwärtig, schnell und gratis zu bekommen und ebenso schnell im Netz zu verbreiten.

Diese Veränderungen beeinflussen den Beruf der Journalisten und das Bild vom Journalismus. Das Ethos „Get it first, but first get it right!“ scheint im Internet-Zeitalter durch das lässige “never wrong for long” abgelöst zu werden.

Viele der Veränderungen, die die Medienlandschaft in den vergangenen zwei Jahrzehnten umgewälzt haben, habe ich miterlebt. Sowohl technische Innovationen, die den beruflichen Alltag komplett verändert haben, als auch einschneidende Ereignisse, die bis heute Debatten über die Funktion und die Verantwortlichkeit der Medien nach sich ziehen. Deshalb möchte ich Ihnen ein wenig über mein Journalisten-Leben erzählen – das hoffentlich erst ein Halbes ist...

Anfänge – noch vor der digitalen Revolution

Mein Einstieg in den Journalismus war - ganz klassisch - ein Zeitungspraktikum, Lokalredaktion und tatsächlich: Kaninchenzüchter. Dann kam aber noch Einweihung einer neuen Fluglinie Dortmund – Stuttgart. Das war damals dann auch der erste Flug meines Lebens.

Dann war ich weiter bei Zeitungen, kam zum Radio und schließlich bin ich beim Fernsehen gelandet.

- Um gleich allen Vorurteilen vorzubeugen: ich halte nichts von einer Hierarchie der Medien, wo der Radiojournalist die Nase etwas höher trägt als der Zeitungsmann und die Fernsehfrau vor lauter Wichtigkeit nicht mehr durch die Tür kommt.

Aber zurück zu meinen Fernsehanfängen – auch im Regionalen, beim „Thüringenjournal“. Vergleichsweise naiv habe ich damals meinem Redaktionsleiter meine Wünsche erklärt: Im Sport kannte ich mich nicht so aus. Wirtschaft sollte es auch nicht sein und Kultur nur bedingt, vielleicht Politik? – Was ich denn wirklich machen wollte, fragte mich der Redakteur, dem ich meinen Negativ-Katalog vorstellte?! – Der soziale Bereich, der hat mich damals vor allem interessiert, lautete meine naive Antwort. Darauf sind Sie heute sicher besser vorbereitet. Ich habe es dann trotzdem geschafft...

Einige Jahre später saß ich wenige Tage nach den Anschlägen vom 11. September 2001 im Flugzeug nach Islamabad, doch dazu komme ich gleich.

Ich erinnere mich noch gut, dass es Anfang der Neunziger Jahre natürlich kein Internet in den Redaktionen gab. Auch keine Handys. In Thüringen wechselten die Städtevorwahlen: von Gera nach Erfurt galt eine andere als von Eisenach nach Erfurt. Trotzdem erschienen täglich Zeitungen, Radio- und Fernsehsendungen...

Ein Mobiltelefon war eine sagenhafte technische Ausrüstung, ein mehrere Kilo schwerer Klotz vom Ausmaß eines kleinen Koffers. Mich hat damals mein Chef gefragt, ob ich denn mit so einem Ding umgehen könne - das habe ich natürlich bejaht, schließlich gibt man ungern zu, etwas nicht zu können. Und was sollte beim Telefonieren schon kompliziert sein? Doch das Gerät im Auto stellte mich vor ungeahnte Herausforderungen – nach einigem Probieren hat es schließlich aber funktioniert. Was ich damit sagen will: Die Technik ändert sich schneller, als wir ahnen können und Journalisten sollten einen handfesten Umgang mit Hard- und Software pflegen – ein bisschen Technik-Affinität ist jedenfalls nützlich. Und als Journalistin sollte man im Zweifel auch mal mutig sagen „Das schaffe ich schon“.

In die frühe Zeit des Internets, etwa Mitte der neunziger Jahre, gehört eine Bemerkung, die ein Kollege machte, als es um „Online-Konferenzen“ zu Fernsehsendungen ging. Eine „Online-Konferenz“, damit war damals das gemeint, was heute als „Chat“ in vielen Redaktionen zur Standard-Kommunikation mit dem Publikum gehört. Der Kollege fand diese Idee völlig abwegig und bezeichnete sie als „CB-Funk für Arme“, eine Technik, die keine

Zukunft hätte... Heute wird in seiner Redaktion selbstverständlich gechattet und gebloggt. Lernfähigkeit gehört schließlich zur Journalisten-Grundausrüstung.

Diese Beispiele klingen für Sie vielleicht nach Technik-Steinzeit – es sind seitdem aber erst etwas mehr als zehn Jahre vergangen. Inzwischen sind Internet und Mobiltelefon aus der täglichen Arbeit nicht mehr wegzudenken. Mehr noch, von geschätzten Arbeitsmitteln sind sie inzwischen zu neuen Medien geworden. Aber auch neue Medien sind erstmal vor allem Verbreitungswege für Informationen, die vorher in Texte, Bilder und Töne gefasst werden müssen. Und das ist und bleibt das journalistische Handwerk. Twitter ist eine tolle neue Form zu kommunizieren, die ich auch gern nutze. Aber Informationen treffend in 140 Zeichen oder weniger zu verpacken? Das ist bei Zeitungen die Schlagzeile mit Unterzeile und im Fernsehen eine kurze Anmoderation.

Bevor ich ganz in meiner Technikbegeisterung lande, noch etwas zu meinem persönlichen Berufsweg von der Reporterin zur Programmdirektorin – vor allem zu den Erlebnissen als Reporterin vor Ort.

Viele Dinge lassen sich nur am „lebenden Objekt“ erfahren. Auch, wenn das Grundlagen- und Hintergrundwissen aus Seminaren unverzichtbar ist, sind es die konkreten Arbeitssituationen, die das Journalistenleben prägen.

Die ersten Tarifverhandlungen, über die ich berichtet habe: Natürlich kannte ich das Ritual aus den Medien, aber selbst dabei sein, das nächtelange Pokern zu erleben ist eben doch etwas Anderes.

Einschneidend war für mich auch die Erfahrung der Proteste der Kali-Kumpel in Bischofferode. Nach der Wiedervereinigung war dies das erste Mal, dass sich im Osten Deutschlands heftig Kritik regte gegen die Art, wie Betriebe abgewickelt wurden. Mehr als 1000 Arbeitsplätze sollten wegfallen, die Arbeiter aus dem Kali-Bergbau in Thüringen gingen in Hungerstreik, sie veranstalteten einen „Marsch auf Berlin“. 1993 wurde das Werk trotzdem geschlossen. Als Westdeutsche fand ich mich in dieser Zeit immer wieder in Situationen, in denen ich im Osten die Westdeutschen erklärte und – beim Besuch in meiner Kölner Heimat – im Westen Verständnis für die Ostdeutschen wecken wollte. Solche Erfahrungen prägten mich als Mensch und als Journalistin. So erlebte ich nicht nur im Beruf, sondern weit über den Arbeitsalltag hinaus, die Mittlerrolle, die Journalisten haben.

Noch viel stärker wurde mir diese Position bewusst, als ich nach den Anschlägen vom 11. September 2001 aus Pakistan und Afghanistan berichtete.

Der 11. September: ein Konflikt von zwei Seiten

Die Amerikaner erzählen sich heute noch, was sie gerade gemacht haben, als John F. Kennedy ermordet wurde. Wir Deutsche in Ost und West erzählen uns, wo wir am 9. November 1989 waren und wie wir vom Fall der Mauer erfahren haben. Menschen in aller Welt werden sich wahrscheinlich noch jahrzehntelang berichten, wie ihr 11. September 2001 aussah.

Ich saß an meinem Schreibtisch in der Redaktion, eine Tasse Kaffee neben mir, die Nachrichten des Tages verfolgend. Am Computerbildschirm und am TV-Schirm. Die Tagesschau um drei begann dann auch scheinbar ganz normal, bis die spektakulären Bilder gezeigt wurden. Beim ersten, flüchtigen Hinsehen: Computeranimation oder ein verirrter Sportflieger wie damals in Moskau Matthias Rust? Ich glaube, kaum jemand ahnte in diesem Moment die wirkliche Tragweite dessen, was da auf den Bildschirmen zu sehen war. Wir sind schreckliche Bilder gewohnt. Wir sind Horrorszenarien in Spielfilmen gewohnt. Das härtet ab – nicht nur uns als Reporter und Redakteure, sondern auch Sie alle als Zuschauer. Es brauchte seine Zeit, bis die Bilder uns wirklich erreichten. – Vielleicht weil die Situation so unwirklich, so unvorstellbar erschien. Und dann brach die produktive Hektik einer Fernsehnachrichtenredaktion in uns durch. Tagelang beherrschten Sondersendungen über den Anschlag alle Kanäle:

CNN statt NTV, Viva sendete Schwarzbild und selbst Prosieben und RTL 2 änderten ihr Programm. Und das nicht nur für den einen Nachmittag und Abend, sondern gleich für mehrere Tage. Eine Nation, und damit auch eine Fernsehnation, im Ausnahmezustand. Das traf in ähnlicher Form auf die meisten Länder, zumindest der westlichen Welt, zu. Und damit hatten die Terroristen den höchsten Grad an Aufmerksamkeit erreicht, den sie sich nur wünschen konnten.

Der MDR, für den ich damals gearbeitet habe, ist innerhalb der ARD zuständig für das Studio Neu Delhi. Dazu gehört nicht nur Indien, sondern auch Pakistan, Afghanistan, Bangladesh, Nepal und Sri Lanka. Alles Länder, die vor dem 11. September nicht unbedingt im Mittelpunkt der Weltöffentlichkeit standen. Schon am 12. September sah das ganz anders aus. Und am 16. September brach ich auf – wenn schon nicht zum anderen Ende der Welt, dann doch ganz klar auf die andere Seite des Konflikts.

Als ich beim ersten Umsteigen in Frankfurt am Main einem anderen Passagier auf Nachfrage mein Reiseziel nannte, erklärte er mich für verrückt. Und musste das auch gleich dem ganzen Bus mitteilen, der uns zum Terminal brachte...

Im Flug nach Islamabad traf man dann schließlich nur noch Pakistaner auf dem Weg nach Hause oder Journalisten aus aller Welt, die begierig alle Zeitungen lasen, die in irgendeiner Form Informationen über die Taliban oder Osama bin Laden lieferten.

Als Journalisten waren wir mit einer der extremsten Formen des Islam konfrontiert – wenn nicht mit der extremsten Form überhaupt. Die Welt, so lernte ich im Jumbojet, ist bereits aufgeteilt: die Moslems und der Rest.

Auch Pakistan selbst war dann eine Art „Kulturschock“. Nicht vordergründig, sofern Kleidung, Essen oder Musik gemeint sind. Sondern was den Anschlag vom 11.9. anging. Der Terror war Thema – im Taxi, im Hotel, in der Zeitung, beim Einkaufen – ganz genau wie in Deutschland. Aber gleichzeitig ganz anders: denn kaum jemand wollte wirklich glauben, dass die Taliban, dass Osama bin Laden und seine Kämpfer, dafür verantwortlich sein sollen. Bis in den Dezember hinein hielt sich hartnäckig das Gerücht, dass „die Juden“ den Terroranschlag geplant und ausgeführt hätten. Und ganz geschickt sei es eingefädelt, dass die Moslems – wieder einmal – die Opfer seien. Es war damals sehr lehrreich, aus dem aufgeregten westlichen Teil der Welt in den nicht minder aufgeregten östlichen zu reisen um von dort als Journalistin zu berichten. Die westliche, die amerikanische Sichtweise lief sowieso nicht Gefahr, in den deutschen Medien vergessen zu werden.

Information in Schwarz/Weiß – Schematisierte Nachrichten

Die Auffassung zog sich in Pakistan durch alle Diskussionen: die Moslems als Opfer, als Verlierer. Das fängt an bei der Globalisierung, geht weiter mit den Diskussionen um die Verteilung der Macht in der Welt und hört mit den Terroranschlägen vom 11. September noch lange nicht auf. Wenn man aus einer weitgehend säkularisierten Welt wie der unsrigen kommt, fällt es sehr schwer zu begreifen, dass die Religion letztlich alles Denken bestimmt. Die Moslems, mit denen ich sprach, fühlten sich wegen ihrer Religion in die Defensive gedrängt – sie waren (und sind es wahrscheinlich noch) davon überzeugt, dass der Rest der Welt sie bekämpfen möchte. Vielleicht erklärt das einen Teil des Fanatismus.

Von Tag zu Tag, von Woche zu Woche habe ich in Pakistan dazugelernt. Habe auch die leisen Zwischentöne wahrgenommen. Und habe versucht, ein entsprechendes Bild zu vermitteln. Aber: auf der anderen Seite standen anderthalb Minuten für die Tagesschau,

standen spektakuläre Bilder und Szenen, stand die deutsche, die westliche Wahrnehmung in den Redaktionen.

Dabei gelten im Fernsehen ganz eigene Gesetze, gegen die sich letztlich auch eine Nachrichtensendung wie die Tagesschau nicht wehren kann: Die bärtigen Mullahs, Taliban und anderen Turbanträger sind eben besonders kameratauglich. Meistens waren wir und unsere Kameras gern gesehen bei den Demonstrationen – schließlich waren wir so etwas wie die Weltöffentlichkeit mitten in Peshawar. In solchen Situationen besteht schnell die Gefahr, Stereotypen zu verbreiten. Etwa hunderttausend Pakistaner gingen auf die Straßen, verbrannten Flaggen und warfen Steine. Bilder, die immer wieder sehr wirksam sind. Aber es waren nur die wenigsten von einhundertvierzig Millionen Einwohnern in Pakistan auf der Straße. Und diejenigen, die demonstrierten, taten das oft einfach nur zum Vergnügen. Demos machen Spaß, bekamen wir immer wieder zu hören.

So gilt: Medien produzieren fast immer Stereotypen, allerdings nicht nur über Länder wie Pakistan und Afghanistan. In der aktuellen Berichterstattung ist kaum eine differenzierte Analyse möglich. Journalismus lebt vom Vereinfachen, erzählt werden die geradlinigen Geschichten, komplizierte Zusammenhänge haben wenig Platz. Andererseits jedoch: auch Kurzberichte bieten die Chance, wenigstens mal die eine oder andere Facette mehr zu erwähnen. Und Schaltgespräche, in denen man als Korrespondentin vor Ort versucht, eine Situation einzuordnen, bieten die Möglichkeiten zu einem “sowohl, als auch”. Allerdings, auch das sei gesagt, habe ich noch nie in meinem Leben so viel im Konjunktiv berichtet, wie damals aus Pakistan und Afghanistan – einfach aufgrund der Tatsache, dass Informationen so schwer nachzuprüfen waren. Trotzdem gilt: bei aktueller Berichterstattung im Fernsehen liegt die Schwarzweiß-Zeichnung nahe. Beschleunigung und die beinahe augenblickliche Verfügbarkeit von Bildern verführt dazu, Dinge zu zeigen, ohne sie wirklich einordnen zu können.

Daran hat sich seitdem nichts geändert. Die Technik ist noch schneller geworden und die Vielfalt der Bilder, die von Ereignissen direkt ins Netz gestellt werden ist schwer überschaubar.

Einerseits ist das ein Fortschritt: Bilder von den Demonstrationen im Iran, mit Handykameras aufgenommen und über das Internet in die Welt geschickt, konnten der Zensur entkommen. Viele Menschen haben jetzt die Möglichkeit, Informationen zu übermitteln. So hatte das Behindern und Ausweisen kritischer Berichterstatte im Iran erstmal nur eine begrenzte Wirkung. Bilder und Nachrichten fanden ihren Weg nach draußen.

Vor dem Hintergrund professioneller journalistischer Kriterien ist diese Form allerdings fragwürdig. In den klassischen Medien haben nur bestätigte Meldungen aus sicheren Quellen ihren Platz. Trotzdem war es richtig, auf die Quellen im Netz zuzugreifen, selbstverständlich mit den Hinweisen auf den Ursprung des Materials.

Wenn man bedenkt, unter welchen Umständen noch Ende der achtziger Jahre Filmmaterial aus der DDR herausgeschmuggelt wurde – Korrespondenten brachten Aufnahmen in der Unterhose von Ost nach West... - dann können wir natürlich nur dankbar sein für die neuen Möglichkeiten.

Gleichzeitig sind die Gefahren der Manipulation und Einflussnahme unterschiedlichster Akteure auch größer geworden. Die Quellenlage ist unübersichtlich und wenn jeder alles recherchieren, schreiben und ins Netz stellen kann, wo bleibt da die Wertschätzung für den Journalismus? Das Ende der klassischen Tageszeitung wird ja bereits regelmäßig ausgerufen. Doch bislang haben neue Medien die Älteren nie komplett verdrängt. Das Kino hat das Fernsehen überlebt und Studien belegen, dass der Medienkonsum insgesamt immer noch wächst. Internet und Fernsehen werden parallel benutzt, etwa beim Facebook-Chat zur Lieblingsserie. Radio und Zeitung werden ohnehin schon lange parallel konsumiert. Video- und inzwischen Festplattenrekorder haben dazu geführt, dass Fernsehen zeitversetzt konsumiert wird, beziehungsweise „zeitautonom“. - Wie weit viele Menschen wirklich „zeitautonom“ agieren, wenn sie ihre schlaf- und arbeitsfreie Zeit komplett dem Medienkonsum widmen, sei mal dahingestellt.

Allerdings: Im Trendsetterland USA liegt der Medienkonsum inzwischen bei rund 12 Stunden täglich.

Die erste Euphorie ist inzwischen verflogen, Bürgerjournalisten decken nicht in ungeahntem Maße Skandale auf und trotz neuester Kommunikationsmethoden sind die Proteste im Iran bislang nicht erfolgreich gewesen. Sie gehen weiter, aber zwischendurch musste sich der weltumspannende mediale Dorfklatsch erstmal ausgiebig mit dem Tod von Michael Jackson beschäftigen.

China hat bei den aktuellen Protesten im Nordosten des Landes ziemlich wirkungsvoll Internetdienste wie Twitter blockiert. Das weltweite Netz stößt dort häufig an Grenzen und so gab es von den Protesten der Uiguren nur wenige spektakuläre Bilder. Es gilt, dass neue Verbreitungsformen auch immer neue Zensurformen nach sich ziehen werden.

Globalisierte Information

Nachrichten sind inzwischen ein globalisiertes Produkt – es gibt den weltweiten Markt der Information. All das, was seinen Weg in CNN oder BBC gefunden hat, das hat, international betrachtet, den höchsten Nachrichtenwert.

Das heißt allerdings auch, dass in Atlanta oder in London entschieden wird, was weltweit von Bedeutung ist – und was eben nicht. Dabei gilt die ARD noch als der Sender mit dem weltweit größten Korrespondentennetz. Und eine Redaktion wie die der Tagesschau hat in diesem Zusammenhang eigene Kriterien und eigenen Handlungsspielraum.

Häufig beschränken sich globale Nachrichten ganz auf den Westen und die Welt sieht durch die Hamburger oder Londoner Brille eben ganz anders aus als durch die pakistanische, beispielsweise.

Eine – zugeben etwas makabere – Studie hat einmal berechnet, dass ein westeuropäischer Toter so viel Nachrichtenwert hat wie drei osteuropäische oder neun lateinamerikanische, elf aus dem Mittleren Osten oder 12 Asiaten. – Vielleicht haben sich die Zahlen inzwischen etwas verändert, aber das Prinzip besteht weiter.

Dazu kommt natürlich die Frage, welche Themen ausgewählt werden. Gilt es schon jeweils in nationalen Grenzen, die Gatekeeper-Funktion des Journalisten sorgfältig wahrzunehmen, ist das auf internationaler Ebene noch viel notwendiger. Ein Thema darf nicht schon deshalb unwichtig sein, weil CNN, Reuters oder AP nicht darüber berichten wollen. Im Gespräch mit den Redaktionen zu Hause braucht man mehr Argumente, um eine Nachricht auch gegen die Nachrichtenagenturen als Nachricht zu verbreiten. Oft steht die Schlagzeile im Kopf der Redakteure zu Hause schon fest, bevor der Inhalt recherchiert ist.

Die Entscheidungen über das, was gesendet wird, werden nur selten vor Ort, sondern in der Regel den Heimatredaktionen in Hamburg, London oder Atlanta getroffen. Aber für mich hat es sich immer wieder gelohnt, für Themen zu kämpfen. Auch und gerade für so genannte „Randthemen“. Eben dafür zu sorgen, dass nicht nur die brennenden Fahnen in den Nachrichten zu sehen waren.

Das Internet ist für solche „Randthemen“ eine Chance. Redaktionen können Hintergrundinformationen auf ihren Webseiten zur Verfügung stellen und Themen bündeln. – Bei rbb-online nennt sich das dann „Dossier“ und dort finden sich beispielsweise die Chronologie des Mauerfalls oder die Stadtschlossdebatte.

Außerhalb jener Netzangebote, die mehr oder weniger aus klassischem Journalismus bestehen, finden sich im Internet natürlich alle Themen, auch die abseitigsten, die sich vorstellen lassen. Da zeigt sich dann, dass das Netz zwar großartig als „Informations-Ursuppe“ taugt und sicher auch eine Menge für die Kommentarkultur getan hat, aber Gatekeeper fehlen. Manche bezeichnen Suchmaschinen als Gatekeeper, aber sie können keine journalistischen Kriterien ersetzen. Ihre Suchkriterien sind oft wenig transparent, manipulierbar oder käuflich.

Die Masse an möglichen Quellen macht den Charme des Internets aus - aber die am häufigsten besuchten Nachrichtenportale sind eben doch die der „alten“ journalistischen Anbieter, zum Beispiel Platzhirsch Spiegel online.

Und auch bei YouTube werden professionell erstellte Videos häufiger heruntergeladen als die privaten Wackelbilder. Das Publikum scheint also auch im Netz an journalistischer Berichterstattung und professionellen Medienprodukten interessiert zu sein. Dafür spricht auch, dass viele Menschen einmal gefundenen und als gut empfundenen Webseiten treu bleiben. Inzwischen wird bereits ein „Gütesiegel“ für seriöse Informationen im Netz gefordert. –

Aber sind die Nutzer wirklich überfordert, im Netz die Spreu vom Weizen zu trennen? Sind sie, wie es so schön griffig heißt „overwhelmed and underinformed“? Gehen sie blindlings jeder noch so schrägen Meldung auf den Leim? Für die Liebhaber knalliger Schlagzeilen und schräger Geschichten gibt es auch bei den klassischen Medienanbietern eine große Auswahl. Aber vielleicht braucht es noch Zeit, bis sich ein Qualitätsbewusstsein für die Inhalte des Internets herausbildet. Vielleicht kommt einmal der Zusatz „garantiert redaktionell bearbeitet“, um sich von den „naturbelassenen“ PR-Texten und „das-wollte-ich-schon-immer-mal-allen-sagen-Artikeln“ im Netz zu unterscheiden?

Aber vielleicht ist das Problem nicht, was im Netz steht, sondern vielmehr die Möglichkeit, sich in den ferneren Nischen des Netzes einzugeln? Der harmlosere Fall ist da noch, nur noch Sportnachrichten zu lesen. Andere tummeln sich ausschließlich auf Seiten mit extremen Inhalten oder pflegen mit Gleichgesinnten Verschwörungstheorien. Teilöffentlichkeiten hat es immer gegeben. Aber wir brauchen auch eine breite Öffentlichkeit, in der regelmäßig und allen zugänglich die wichtigen Fragen unserer Gesellschaft verhandelt werden. Sonst hat der Freund, der den Sonnenuntergang genießt, die gleiche Wertigkeit wie die Proteste im Iran. Das Netz kann die Gewichtung der Inhalte nicht leisten.

Damit bin ich bei der gesellschaftlichen Bedeutung des Mediums Internet angekommen, die es Menschen möglich macht, weltweit Verbindungen aufzunehmen und zu pflegen. So finden sich im Netz Menschen und Gemeinschaften, die in der „analogen“ Welt nicht zueinander gekommen wären.

- Im Guten, wie im Schlechten.

Verantwortung für die Zukunft

Der Professor für Rechtsphilosophie Otfried Höffe, spricht von einer Weltschicksalsgemeinschaft, die vielleicht als Sinnbild dienen kann. Die erste Dimension dieser weltweiten Schicksalsgemeinschaft ist die facettenreiche Gewalt- und Notgemeinschaft, die Beispielsweise zum Ausdruck kommt in Erfahrungen wie dem 11. September und seinen Folgen.

Die zweite Dimension der Schicksalsgemeinschaft versteht die Weltgesellschaft als Kooperationsgemeinschaft. Die Basis hierfür bildet die allen Menschen gemeinsame Sprach- und Vernunftbegabung. Diese Kooperation betrifft alle Bereiche der Kultur und Zivilisation, der Bildung, Wissenschaft und Technik. Durch die einzelnen Rechtsstaaten und das so in der Gesellschaft ausgebildete Rechtsbewusstsein entsteht ein „Globalisierungsdruck“, der sich dort besonders deutlich artikuliert, wo Menschenrechtsverletzungen öffentlich werden. Auch wenn es noch keine umfassende Möglichkeit weltweiter Ahndung, globaler Gerichtsbarkeit und Bestrafung, also noch keine institutionalisierte Kooperation, gibt, so steht die Weltgesellschaft diesbezüglich in einem Entwicklungsprozess. Und die vernetzte Weltöffentlichkeit kann ihren Teil dazu beitragen. Sie könnte ein Vorreiter einer Weltzivilgesellschaft werden, in der auch Weltbürgerrechte herrschen.

Für Kant ist die globale Öffentlichkeit eine entscheidende Dimension, der Weltzivilgesellschaft, dass – so formuliert es Immanuel Kant - die „Rechtsverletzung an *einem* Platz der Erde von *allen* gefühlt wird“.

Vor allem dann, wenn ein Ereignis über eine längere Periode die Nachrichten bestimmt, kommt den Journalisten mit Blick auf ein möglichst differenziertes Bild eine wichtige Funktion zu. Sie müssen dafür sorgen, dass keine Informationen, keine Gedanken verloren gehen – und dass ihre Zuschauer und Leserinnen erfahren, was am anderen Ende der Welt geschieht und wie die Menschen dort darüber denken.

Doch vom Wissen und Fühlen zum Handeln ist es ein langer Weg.

Das Internet taugt dazu, dass sich Gruppen zusammenfinden. Politischer Protest kann dadurch neue, Grenzen- und Kontinente überspringende Ausmaße annehmen. Doch mit der umfassenden Lösung von Konflikten allein durch die Möglichkeit der weltweiten Vernetzung ist das Web 2.0 überfordert.

Sicherlich lassen sich durch die neuen Kommunikationsformen Handlungen organisieren, das wird nicht nur in extremen politischen Situationen sichtbar – siehe Iran - sondern auch in ganz anderen Zusammenhängen. Zum Beispiel bei den spielerischen „Flashmobs“ oder – schon etwas politischer – den „Carrotmobs“ oder der zunehmend erfolgreichen Arbeit internationaler NGOs

Aber letztendlich ist das Netz eben vor allem eine Technik. Es ist großartig, wie mit ihr Ideen verbreitet werden können. Aber erstmal braucht es eben eine Idee. Das ist eine Konstante, die bei all den Veränderungen in Technik und Gesellschaft bleibt. Und damit sind die primären Anforderungen an Journalisten im 21. Jahrhundert nicht grundsätzlich verschieden von denen früherer Jahrhunderte:

- sorgfältig und hartnäckig recherchieren
- präzise Fragen und Nachhaken
- Engagement für die als wichtig erkannten Fakten und Themen
- journalistische Formen beherrschen und die für den jeweiligen Inhalt und das Medium passende auswählen können
- sein Publikum kennen und mit ihm im Gespräch bleiben
- last but not least: Unbestechlichkeit – in jeder Hinsicht

Inhalte, die durch derart qualitätsbewusste Arbeit entstehen, werden weiter veröffentlicht werden. In welchen Medien, ob in solchen, die wir schon kennen, oder in Medien, die wir uns heute vielleicht noch gar nicht vorstellen können, ist weniger wichtig.

Guter Journalismus, gerade der für demokratische Gesellschaften so wichtige investigative Journalismus, ist harte Arbeit. Aber – und das sage ich nicht nur denen, die nach Ihrem Examen als Journalistinnen und Journalisten arbeiten – es ist nach wie vor eine sehr wichtige und lohnende Arbeit. Und es ist noch immer der schönste Beruf der Welt!